

[sueddeutsche.de](https://www.sueddeutsche.de)

# Was Zeitzeugen des Zweiten Weltkriegs über Putins Krieg denken

*Süddeutsche Zeitung*

19-22 Minuten



## Frau Hoffmann erinnert sich

Sie ist 91 und hat schon einmal einen Krieg miterlebt. Wenn sie jetzt im Fernsehen die Bilder aus der Ukraine sieht, ist da wieder Angst und Kälte.

Und die Frage, warum die Menschen nichts dazulernen.



## Frau Hoffmann erinnert sich

Sie ist 91 und hat schon einmal einen Krieg miterlebt. Wenn sie jetzt im Fernsehen die Bilder aus der Ukraine sieht, ist da wieder Angst und Kälte.

Und die Frage, warum die Menschen nichts dazulernen.

8. April 2022 - 13 Min. Lesezeit

Der Kirschbaum im Garten, völlig verrückt, aber an den Kirschbaum muss Sigrid Hoffmann jetzt wieder denken, wenn sie von früher erzählt. Wie sie als Kind in die Äste kletterte und die Kerne ins Gras spuckte, weit, weiter. Wie sie von da oben auf die Straße runterschaute, auf der manchmal die

Schauspielerinnen entlangflanierten, drüben, vor den Orchideengärten. Nie erntete jemand diesen Kirschbaum ab, er war ihr Versteck, ihr Spielplatz. Babelsberg in den Dreißigerjahren. Und sie im Kirschbaum.

Sigrid Hoffmann lacht, der Kirschbaum, sie sitzt auf ihrem Sofa in ihrer Münchner Wohnung, eine kleine, zarte Frau, 91 Jahre alt. Lange hat sie nicht an diesen Baum gedacht, schwer zu sagen, warum der ausgerechnet jetzt wieder in ihrer Erinnerung auftaucht wie ein verschollenes Foto. Sie versteht sich ja selbst nicht mehr, seit sie die Bilder aus der Ukraine im Fernseher sieht. Aber besser sie denkt an den Kirschbaum, als an den Winter auf Sylt 1943/44. Als sie flohen vor den Russen und in diesem Haus saßen, in dem sie fast erfroren wären. Da war sie dreizehn, vierzehn vielleicht. Nie wieder ist ihr warm geworden, sagt Sigrid Hoffmann, auf den Knien eine Wärmflasche.

Aber sie hat sich das Leben zurückgeholt nach dem Krieg, sie hat geheiratet, ein Reisebüro gegründet, sie hat sich in einen Pfarrer verliebt, da war sie über 80, sie hat Gedichte geschrieben, über ihre Enkelin zum Beispiel: „Ich liebe dich für deinen Witz in doofen Jeans mit doofem Schlitz“. Sie hat weitergemacht mit dem Leben, mit ihrem Sigrid-Leben, so nennt sie das.

Seit dem 24. Februar sieht sie die Bilder im Fernsehen. Kiew. Zerstörte Häuser. Frauen mit Kindern. Leichen am Straßenrand, hingeworfen wie Dreck. Bilder vom Krieg, nicht von ihrem Krieg damals, schon klar. Aber vom Krieg. Neulich war ihre Tochter zu Besuch, die stand da und sagte: Warum weinst du denn, Mami, es ist doch nicht hier. Wo bitte, soll sie da anfangen?

Sigrid Hoffmann drückt sich jetzt erst mal von der Couch hoch, ganz langsam, die Wärmflasche in der Hand. Seit sie einen

Unfall hatte, kann sie nicht mehr so gut laufen, aber sie will da nicht jammern. Vor Kurzem hat sie ihre Freundinnen getroffen, alle zwanzig Jahre jünger, sie haben erzählt, welche Tabletten sie wann und wie nehmen, wo der Arzt die Spritze reingehauen hat. Kein Wort über den Krieg. Sigrid Hoffmann fragt: „Verstehen Sie das?“

Man muss von vorne anfangen, ganz von vorne, beim Kirschbaum in Babelsberg, bei dem großen Haus mit der Terrasse und den Biedermeiermöbeln ihrer Mutter. Ihre Mutter, die Gräfin. Sie sprachen nie über Politik, sie feierten Feste, und alle kamen, die Nachbarn, der jüdische Arzt, der jüdische Musiklehrer, der manchmal Flusskrebse mitbrachte, die leise knirschten wie lebendige Steine. Da stand Sigrid Hoffmann dann in der Küche vor dem Kochtopf und sah, wie die Krebse im Wasser verschwanden. Das weiß sie noch. Wie rot die Krebse wurden.

Und wie sehr sie ihren Vater liebte. Ihr Vater, der in der Fliegerstaffel war. Der für sie auf der Mundharmonika spielte, ihr Schach beibrachte, der sie auf seine Schultern nahm und mit ihr durch die Kiefernwälder joggte. Und dann ging der Vater, 1940. Er ging und kam nicht wieder.

Daran denkt Sigrid Hoffmann jetzt manchmal, wenn sie die Bilder sieht, von ukrainischen Vätern, die ihre Kinder in Züge heben und dann sagen, bis bald, oder, ich komm nach, oder, passt auf euch auf. Und dann drehen sie sich um und kommen vielleicht nie wieder.

Daran denkt Sigrid Hoffmann jetzt manchmal, wenn sie die Bilder sieht, von ukrainischen Vätern, die ihre Kinder in Züge heben und dann sagen, bis bald, oder, ich komm nach, oder, passt auf euch auf. Und dann drehen sie sich um und kommen

vielleicht nie wieder.

In ihrer Wohnung klingelt jetzt das Telefon, es klingelt oft in diesen Tagen. Neulich rief ihr Vetter an, der früher Soldat war, er weinte, wegen des Krieges, und Sigrid Hoffmann dachte, als Soldat, da weint man doch nicht so leicht.

Es ist der Tag, an dem russische Truppen ein Kinderkrankenhaus in Mariupol bombardieren, der 10. März. Als Sigrid Hoffmann aufgelegt hat, sagt sie, ihre Freundin hätte angerufen und ihr gesagt, dass Putin alles in Schutt und Asche legen wird. Sie steht im Flur, flüstert, die Augen groß wie Murmeln. Sie war ein kleines Mädchen, als sie mal ins Krankenhaus musste, mitten im Krieg. Die Ärzte operierten sie in einem Keller, dann gingen die Sirenen los. Ihre schiefe Narbe am Bauch – der Chirurg habe sich verschnitten, weil eine Bombe aufs Krankenhaus fiel, sagt Sigrid Hoffmann. Sie hält sich den Bauch. Ein Kinderkrankenhaus.

Und in ihrem Kopf vermischen sich die Trümmer von damals mit denen von heute. Die Panzerkolonne. Die weinenden Frauen. Es geht so vielen Alten gerade so. Eine Pflegerin in einem Seniorenheim in Stuttgart sagt am Telefon, dass die Bewohner jetzt wieder beten in der Hauskapelle. „Danke, dass ich leben darf.“ Dass manche Angst haben vor einem dritten Weltkrieg. Und im Münchner Umland haben zwölf Kommunen die Katastrophenschutzübung für April ausgesetzt, wegen der Sirenen. Weiß ja keiner, was passiert, wenn die Alten das hören, den Sound ihrer Kindheit. Der Krieg im Kopf.

Sigrid Hoffmann kann sich an die Sirenen erinnern, natürlich kann sie das. An das An- und Anschwellen. Dieses Leiernde. Sie hockten unten im Keller, neben dem Wein und den Flusskrebse vom Musiklehrer, sie, ihre Mutter, ihre beiden

Brüder. Einmal waren sie bei ihren Großeltern in Berlin zu Besuch, 1940. Und als sie zurückkamen nach Babelsberg, war ihr Haus weg.

Was sie noch weiß: Das zweite Stockwerk war weggebombt. Und im Wohnzimmer lagen die Trümmer auf den zerbrochenen Biedermeiermöbeln. Nur der Kirschbaum stand im Garten, als wäre nichts passiert. Was sie nicht mehr weiß: Wie sie zum Bahnhof gekommen sind. Ob sie irgendwas gedacht hat. Wie sie nach Polen gefahren sind zum Großvater. „So war ich, so war ich schon immer, ich hab verdrängt, was schlimm war, und behalten, was schön war“, sagt Sigrid Hoffmann. „Ich glaube, anders hätte ich es nicht überlebt.“



Dann schiebt sie einen Topf auf den Herd, Maronensuppe. Die Sonne scheint durch das Fenster, auf die kleine Kaffeemaschine, den Fotokalender an der Wand, den ihre Enkelin gebastelt hat, Sigrid Hoffmann mit einer riesigen Partybrille, Sigrid Hoffmann neben einem Esel. Sie steht da und rührt und sagt, sie wird nicht so viel essen. Sie hat keinen Hunger mehr, seit sie jeden Abend vor dem Fernseher sitzt.

„Tagesschau“, „Brennpunkt“, „Anne Will“. Und dann sah sie die Bilder aus Butscha, allein schon das Wort, es klingt ja wie butcher, Metzger.

Es sind die Bilder, natürlich sind es die Bilder. Der Mann, der mit seinem Fahrrad auf der Straße liegt, als wäre er einfach umgefallen. Die Mutter, die ihren Sohn im Garten begraben hat. Die verkohlte Hand mit dem Ehering. Die Pflegerin aus dem Stuttgarter Altenheim erzählt am Telefon, wie die Bewohner seit Butscha verstummt sind. Wie es stiller wird im Gemeinschaftsraum. Wie zu Beginn des Krieges erst alles wieder hochkam und die Alten plötzlich erzählten: vom toten Bruder, von den Soldaten, die die Menschen vom Acker trieben wie Vieh. Von der Angst. Nie haben sie so viel von sich erzählt wie in den ersten Kriegstagen, sagt die Pflegerin. Dann kam Butscha.

Im Altenheim stellen sie jetzt das Programm um im Fernsehen, wenn Nachrichten kommen, sie zeigen lieber Heimatfilme, sie singen „Tulpen aus Amsterdam“, sie richten alles hübsch her, für den Osterhasen. Die Pflegerin sagt, wenn sie morgens die Zeitung holt und vorne drauf ist ein Panzer, nimmt sie die Seite raus, blättert durch und sagt zu den Bewohnern: Schaut mal, im Zoo wurde ein Affe geboren.

Die Sache ist nur, man kann Bilder aus der Zeitung nehmen. Aber nicht aus den Köpfen der Menschen.

Eine Mitarbeiterin vom Gerontopsychiatrischen Dienst in München sagt, sie hätten einen Klienten, der im Syrienkrieg gefoltert wurde. Er habe jetzt so schlimme Halluzinationen wie schon lange nicht mehr. Und in Stuttgart erzählt eine Hundertjährige ihrer Pflegerin jetzt immer wieder von der Flucht aus Russland. Wie ihre Mutter zu ihr sagte: Flieh, Kind, wenn

der Russe dich kriegt, wirst du leiden. Es ist, als würde sie die Jungen warnen wollen, sagt die Pflegerin. „Kindchen, du weißt ja nichts.“

An einem Dienstag öffnet Sigrid Hoffmann die Tür, es wird schon dunkel draußen. Drei Tage ist es her, seit die Bilder von Butscha um die Welt gingen.

Sigrid Hoffmann sagt, sie schaut jetzt jeden Abend „Tagesschau“.

Dann schaltet sie den Fernseher ein.

Sigrid Hoffmann sagt, sie schaut jetzt jeden Abend „Tagesschau“.

Dann schaltet sie den Fernseher ein.

Man sieht einen Pfarrer, der sagt, hier lägen gefesselte Männer auf der Straße, denen in den Kopf geschossen wurde. Dann sieht man zerstörte Häuser. Zerstörte Schulen. Leichensäcke. Zoom auf Männer, die Schutt zur Seite schieben. Sigrid Hoffmann sagt: Schau dir das an.

Sie hat geweint, als sie die Bilder aus Butscha zum ersten Mal gesehen hat. Weil sie nicht verstehen kann, wie die Russen sagen können, dass sie das gar nicht waren. Hunderte Augenzeugen, Satellitenfotos, Mittschnitte von Funksprüchen, und Putin sagt: alles inszeniert. Die Lügen, die Propaganda, die sich in die Köpfe frisst, auch hier, in Deutschland. Sie hat im Fernsehen eine Demo gesehen, eine Frau sagte da, das seien die Ukrainer selbst gewesen. Die hätten sich selber abgeschlachtet, damit die Welt sie beachtet. Man solle sich die tollen Kleider der Geflüchteten mal anschauen, wie gut es denen geht. „Wie absurd muss ein Gehirn funktionieren?“, sagt Sigrid Hoffmann. Sie sitzt da, eine Wärmflasche im Rücken und

eine auf dem Bauch.

Als ihr Haus zerstört wurde in Babelsberg, flohen sie auf das Gut ihres Großvaters nach Świechów, ins besetzte Polen. Der Großvater nahm sie mit auf die Jagd, er zeigte ihr, wie man Enten schießt, nur wenn sie fliegen, nicht wenn sie schwimmen. Es waren zwei gute Jahre auf dem Hof, sagt Sigrid Hoffmann. Sie hatten genug zu essen, sie spielten Karten, während in Dresden die Bomben fielen.

Dann kam der Großvater eines Tages zu ihnen, er sagte, Onkel James habe seine Frau erschossen, seine Kinder, und dann sich selbst. Aus Angst vor den Russen. Da floh Sigrid Hoffmann zum zweiten Mal in ihrem Leben mit ihrer Mutter und ihren Brüdern von Świechów nach Sylt. Sie weiß nicht mehr viel von der Flucht, nur, dass die Geschichten über die Verbrechen der Russen schneller waren als die Russen selbst. Dass Frauen vergewaltigt wurden. Kinder, hieß es. An die Leichen kann sie sich erinnern, die am Straßenrand lagen irgendwo in Polen. Völlig verbrannt, schwarz wie Kohle, sie sahen aus wie die Leichen in Butscha. Als ihr Mann starb, sagte Sigrid Hoffmann zum Bestatter, kein Feuer. Sollen ihn lieber die Würmer fressen.

Im Fernsehen sieht man jetzt Ursula von der Leyen, die EU will Häfen für russische Schiffe schließen. Dann – Themenwechsel. Ungarn droht ein EU-Rechtsstaatsverfahren, Sigrid Hoffmann sagt, es gebe doch gerade Wichtigeres als Ungarn. Dann noch die Sache mit der Impfpflicht, Corona, das niemanden mehr interessiert. Dann – Filmabend, „Mord mit Aussicht“. Sigrid Hoffmann nimmt die Fernbedienung, dann ist es still.

Sie schaut rüber zum Fenster, zum Schreibtisch, wo das Foto steht von ihrem Mann. Er hat Tagebuch geschrieben über die Zeit in Russland, in Polen, wo er stationiert war. Er schrieb, wie



grobschlächtig sie ihm vorkamen, die russischen Soldaten. Jünglinge, Bauern mit riesigen Händen, die kaum ein Wort sprechen konnten. Und natürlich denkt sie da jetzt manchmal an die russischen Soldaten in Butscha, einige sehen ja fast noch aus wie Teenager. Manche sagen, sie hätten nicht mal gewusst, dass sie in den Krieg ziehen. Nichts gewusst?

Sigrid Hoffmann schüttelt den Kopf, sie atmet hörbar. „Wie soll man da nichts gewusst haben, als Soldat?“

Sigrid Hoffmann schüttelt den Kopf, sie atmet hörbar. „Wie soll man da nichts gewusst haben, als Soldat?“

Sie sieht das so: Die Welt braucht einen Stauffenberg, einen erfolgreichen Stauffenberg. Und die Ukrainer brauchen Waffen, auch von Deutschland. Besser, man kann sich verteidigen, als sich einfach so hinschlachten zu lassen.

Sie flohen damals mit einer Pferdekutsche von Polen nach Sylt. Nie wird sie vergessen, wie sie in diesem Haus ankamen, völlig erschöpft. Ihre Mutter, die kein Wort mehr sprach, die weinte und sagte: „Mach du.“ Da war Sigrid Hoffmann dreizehn, vielleicht vierzehn. Sie sammelte Schwemmholz, wenn sie welches fand, es wuchsen ja keine Bäume auf Sylt, es wuchs nur Heidekraut. Heidekraut und Erika. Ihre Brüder angelten, wenn sie Glück hatten, fingen sie Makrelen. In Świechów hatten sie Läuse, hier hatten sie Hunger. Und einen winzigen Ofen im Haus, der niemals warm genug wurde. Einmal, sagt sie, fror die Wärmflasche an der Wand fest.

Tagsüber lief Sigrid Hoffmann mit einem Eimer hinter einer kleinen Bimmelbahn her und sammelte die Kohlen ein, die runterfielen. In einer alten Webfabrik fand sie Decken und abgerissene Wollfäden, aus denen sie kleine Mützen nähte. Und immer dachte sie an ihren Vater. In ihrer Fantasie flog er

mit seinem Flugzeug zu den Engländern und brachte den Frieden, ihr Vater, der Held. Später erfuhr sie, dass er abgeschossen wurde über England. Dass er in Francos Legion Condor mitflog im Spanischen Bürgerkrieg. Dass der Großvater im Testament schrieb, sein liebster Sohn sei gestorben für Hitler, Heimat, Vaterland. Ihr Vater, ein Nazi?

Draußen ist es jetzt schon dunkel, Sigrid Hoffmann macht Tee, stellt Waffeln hin. Sie hätte gerne den ukrainischen Kindern geholfen, die in München ankamen, darum hat sie gleich eine Mail ans Kulturzentrum geschrieben. Alles stand drin: Ihr Alter, was sie kann, Mikado spielen, Nachhilfe geben, und was sie nicht so gut kann, zum Bahnhof laufen, mit dem Laptop arbeiten. Das Kulturzentrum antwortete ihr, dass sie sehr gerührt seien und sich melden würden, wenn sie Hilfe brauchen. Dann kam nichts mehr.

Also hat Sigrid Hoffmann überlegt, was sie selbst tun könnte. Wenn sie das Sofa zusammenschiebt, ob da eine Frau draufpassen würde mit ihrem Kind. Andererseits. An schlechten Tagen kann Sigrid Hoffmann kaum reden, dann sitzt sie vor ihrem Beatmungsgerät, stundenlang, wegen ihrer Lunge. Sie isst weniger seit dem Krieg, sie kauft kein Fleisch mehr und keine Eier, nur Nudeln, ein bisschen Butter. Sie hat zwei Kilo abgenommen und die Heizung runtergedreht. Sie sitzt auf ihrem Sofa mit der Wärmflasche und sagt: „Ich will ein bisschen mitleiden.“

Sigrid Hoffmann, die nie wieder frieren wollte, friert.



Eine Sprecherin der Arbeiterwohlfahrt in Milbertshofen sagt, dass zu ihnen gerade viele Alte kommen, die wenig Geld haben und zu Hause nicht mehr heizen. Aus Solidarität, aber auch, weil ja alles teurer wird. Manche stehen auf Wartelisten für geförderte Wohnungen und wissen nicht, ob jetzt Flüchtlinge aus der Ukraine bevorzugt werden. Man darf das nicht missverstehen, sagt die Sprecherin. Es geht nicht um Neid. Neulich haben sie in Milbertshofen einen Spenden-Kuchenverkauf organisiert. Da kamen alle aus dem Viertel und kauften Kuchen, zwei Euro das Stück. Es geht nicht um Neid, es geht um die Frage, wie es für sie weitergehen soll.

Sigrid Hoffmann sagt, für sie ging es immer weiter. Auch nach dem Krieg. Sie zog nach München und lernte ihren Mann kennen, purer Zufall. Es regnete in Strömen, sie stellte sich unter und lehnte sich gegen eine Eingangstür, die nach innen aufging. Da fiel sie in sein Atelier, er war Bildhauer und klopfte gerade eine Jesusfigur aus einem Stück Holz. Er fragte, ob sie einen Tee wolle. Sie sagte Ja. Und später sagte sie nochmal Ja. Sie bekamen zwei Kinder. Sigrid Hoffmann gründete ein

Reisebüro, sie reiste nach Saudi-Arabien, nach Jemen, sie organisierte Gruppenreisen nur für Frauen, zog ihre Tochter groß, ihren Sohn. Sie dachte nicht an den Krieg. Nur auf dem Oktoberfest, wenn der Geruch von gebratenen Makrelen zu ihr rüber zog, drehte sie sich um und lief in die andere Richtung. Aber sonst. Sie lebte.

Dann starb ihr Mann bei einer Operation, da war sie 36. Dann starb ihr Sohn bei einem Unfall. Und als Sigrid Hoffmann dachte, es kann nicht schlimmer werden, übersah ihre Freundin ein Stoppschild, und sie saß auf dem Beifahrersitz. Das Lenkrad schob sich auf ihre Seite, zerdrückte ihre Lunge, das Bein, da war sie 89. Sigrid Hoffmann sagt, sie habe keine Angst vor dem Tod, aber wenn er kommt, dann bitte ohne Schmerzen.

Und dann will sie noch was zeigen, an einem Nachmittag im März in ihrer Wohnung.

Und dann will sie noch was zeigen, an einem Nachmittag im März in ihrer Wohnung.

Es ist der Tag, an dem Wolodimir Selenskij seine Rede im Bundestag hält. Sigrid Hoffmann findet, dass deutsche Politiker nicht reden können. Dass sie alle das Gleiche sagen. Dass man fast einschläft dabei.

Auf dem Sofa liegt ein grauer Ordner. Sie hat darin jedes Gedicht gesammelt, das sie geschrieben hat, über ihre Enkelin, ihre Lieblingstorte, über den Pfarrer, in den sie sich verliebt hat. Vergraben unter Kreuzworträtseln liegt ihr neuestes Gedicht. Sie liest es vor, ein paar Zeilen nur: „Nach Autounfall Gott sei Dank, bin ich jetzt nur noch mittelmäßig krank. Auch seelisch habe ich die Wunden bisher als nicht bedeutungsvoll empfunden. Doch jetzt passiert es, dass ich täglich weine, weil Menschen sterben, weit von mir in der Ukraine.“

Sigrid Hoffmann, 91 Jahre alt, sagt, es kam einfach so aus ihr raus.

Team

Text Elisa Schwarz

Fotos Alessandra Schellnegger

Digitales Storytelling Josef Wirnshofer

Diese Geschichte teilen

**Krieg in der Ukraine**

**Mehr große Geschichten**